...s keine Furcht vor Nahrungsmangel ...ute kennt. Leider gibt es aber auch ...em Paradies die Schlange, und zwar m...nten Sinne des Wortes: Giftschlangen, ferner noch anderes Ungeziefer, das schlimmer, lästiger und gefährlicher ist, nämlich Moskitos, Piums (winzig kleine böse Stechfliegen), Ameisen, Wespen, Garrapatas (Zecken), Skorpione und Giftspinnen. Von der letzteren Sorte (Vogelspinnen), die sich in jedem Winkel unter Gerümpel und Brennholz findet, gibt es einige Arten, die größer werden als eine große Männerhand, mit bleistiftdicken Beinen und einem Hinterleib, so groß wie eine starke Faust. Allerdings sind diese Tiere selten. Gewöhnlich werden die Vogelspinnen nicht größer als etwa eine Pflaume.

—o—

Das Stachelschwein als Lebensretter

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Eberhard Göschen.

Hoch oben im Kaskadengebirge, dort, wo Kalifornien und Oregon zusammenstoßen, unweit des Klamathsees, zu dem aus der Ferne die weiße Spitze des Mount Shasta herüber grüßte, hatte Tom Britton, der alte Fallensteller, sich niedergelassen. Seit Wochen ging er hier seinem anstrengenden, aber einträglichen Gewerbe nach, ganz allein in der Wildnis, drei Tagemärsche von der nächsten menschlichen Siedelung entfernt. Aber der Aufenthalt in der Einsamkeit hatte sich gelohnt. Immer höher wuchs der Stapel wertvoller Biber-, Marder- und Wildkatzenfelle an; schon jetzt ein stattliches Vermögen. Und dabei besaß der alte Britton nicht einmal ein Dach über dem Kopfe. Das Blockhaus, das er sich zu zimmern begonnen, als er hierher an den Klamathsee kam, war unvollendet geblieben. Die vier Wände zwar standen fertig da, aber für die Bedachung hatten ihm Lust und Zeit gefehlt. Es eilte damit zunächst ja auch nicht. Der Herbst war trocken und schön gewesen. Da schlief es sich, wenn man abends nach anstrengendem Tagewerk nach Hause kam, auch prächtig, wenn die Sterne auf die einfache Lagerstatt schienen. Doch jetzt wurde es kühler, der Winter nahte, und Tom Britton mußte sich daran machen, sein Haus mit einem Dache zu versehen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war der alte Fallensteller eines Abends zur Ruhe gegangen. Aus tiefem Schlafe weckte ihn plötzlich ein eigentümliches Gefühl, ein Instinkt, ohne den der in der Wildnis Lebende wie auch jedes wilde Tier bald ein Opfer seiner Feinde werden würde. Irgend eine Gefahr drohte, ein größeres Raubtier mußte in der Nähe sein. Vorsichtig, ohne sich zu rühren, hob Britton halb die Lider und spähte unter ihnen hinweg nach oben. Die Sterne glitzerten über ihm am nachtdunklen Himmel; sie gaben gerade genügend Licht, um den alten Waldläufer erkennen zu lassen, was ihn bedrohte. Gerade ihm gegenüber, auf dem obersten Balken der einen Seitenwand, keine drei Meter von ihm entfernt, hockte eine dunkle Masse, aus der zwei bernsteinfarbene leuchtende Punkte in das Innere des Blockhauses starrten. Ein Berglöwe, wie der erfahrene Hinterwäldler sofort erkannte.

An sich ist der Berglöwe — auch Puma genannt — ein Tier, das dem Menschen weit aus dem Wege geht. Aber es gibt Umstände, unter denen er zum gefährlichsten Bewohner der Wildnis wird. Ist ein Jäger krank oder verwundet, hat eine Frau oder ein Kind sich im Walde verirrt, so scheint der Puma es von weitem zu wittern, er heftet sich an ihre Spur und fällt über die Wehrlosen her.

So viel wußte der Fallensteller: Bei der geringsten Bewegung, die er machte, würde die große Raubkatze ihn anspringen. Dann war er verloren, denn sein Jagdmesser steckte in dem an der Wand hängenden Gürtel, die Büchse hing daneben, und mit den bloßen Fäusten ließ sich der Berglöwe nicht bezwingen. Dem Manne blieb nichts anderes übrig, als regungslos zu verharren. So lange der Feind ihn schlafend glaubte, würde er mit dem Sprunge warten, während die leiseste Bewegung den todbringenden Angriff auslösen mußte.

Eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde mochte vergangen sein — Britton hatte das Gefühl für Zeit völlig verloren —, der Berglöwe, alle Muskeln angespannt und sein Opfer scharf im Auge behaltend, hockte immer noch oben auf dem Balken, während dem Trapper infolge der ungeheuren Nerven- und Muskelanspannung nahezu die Glieder abstarben. Am Himmel zeigte sich ein ganz schwacher, blasser Schimmer, ein Zeichen, daß der Morgen nicht mehr fern. Lange hätte Britton die Spannung nicht mehr ertragen, als er plötzlich ein leises, seltsames Geräusch hörte. Auch der Puma hatte es vernommen. Unter den halbgeschlossenen Lidern hervor sah der Belagerte, wie die große Katze, aufmerksam geworden, leicht den Kopf wandte.

Das Geräusch, ein eigenartiges Rasseln, wiederholte sich. Der Berglöwe senkte, um genauer zu spähen, den Kopf an der Außenseite der Wand nach unten. In dem Augenblicke, wo die gelblich leuchtenden Augen hinter dem Rande des Balkens verschwanden, kam Leben in Britton. Geräuschlos und äußerst vorsichtig stützte er sich auf einen Ellenbogen und schob mit der anderen Hand die Decken zur Seite, immer dabei seinen Feind scharf im Auge behaltend. Dann tief Atem geholt, und mit gewaltigem Satz war er an der gegenüberliegenden Wand. Ein Griff, die vom Nagel gerissene Büchse lag an seiner Wange. Ehe der überraschte Berglöwe, dessen Aufmerksamkeit einen Augenblick abgelenkt gewesen, noch den Entschluß zum Angriff hatte fassen können, warf ihn schon die tödliche Kugel von seinem hohen Sitz nach außen hinunter.

Der Fallensteller war dem Tode entgangen. Aber wer war sein Retter gewesen? Der Trapper wußte es wohl: die Natur des glückbringenden Geräusches war ihm gut bekannt. Seit mehreren Tagen stattete ein Stachelschwein seinem einsamen Lagerplatz wiederholt Besuche ab, um sich an allerlei Abfällen gütlich zu tun. Britton hatte der Versuchung, an dem harmlosen Tiere seine Schießkunst zu erproben, widerstanden und so — durch das Rasseln der langen Stacheln war die Aufmerksamkeit des Puma abgelenkt worden — unbewußt sich selbst das Leben gerettet.

—o—

Neujahrstanz im Lamakloster

Der Dämonenreigen. — Der böse Feind wird verprügelt, erschossen und zerhackt. — Ein tibetanisches Festspiel.

Von G. W. Brandstetter.

Ghum und Bhutiabusti sind zwei Klöster in der Nähe des indischen Kurortes Dardschiling am Südabhang des Himalaya, die von tibetanischen Mönchen bewohnt werden. Nungmapa, Angehörige der Roten Sekte, nennen sich die glücklicheren Insassen des einen Klosters, die beweibt sein dürfen, Gelukpa, Angehörige der Gelben Sekte, die vom Schicksal weniger begünstigten — wer weiß es? — Junggesellen.

Vor Jahren noch war der Zutritt zu diesen Klöstern allen Weißen untersagt, doch im Laufe der Zeit erkannten auch die buddhistischen Mönche dort die Vorteile starken Fremdenverkehrs und öffneten den europäischen Besuchern ihre Tore. Die Zahl der Fremden, die nun Ghum und Bhutiabusti besichtigen, ist besonders groß am tibetanischen Neujahrstag, und während des Festes, das die Mönche bei dieser Gelegenheit veranstalten, ist den Weißen eine Seite des viereckigen Klosterhofes vorbehalten.

Mit einem Tanz beginnt die Festaufführung. Die auftretenden Personen tragen fratzenhafte Masken, die kunstvoll gearbeitet sind, aber alles andere als angenehm anmuten und tierköpfige Fabelwesen darstellen. Zum Takt der Becken, Trommeln, meterlangen Blashörner und Schalmeien der sechsköpfigen Mönchskapelle tanzen diese Tiermasken in den weichsohligen tibetanischen Stiefeln ihren plumpen grotesken Reigen. Ursprünglich handelt es sich hierbei um einen regelrechten Dämonentanz, das heißt: die Fratzen sollten die bösen Geister erschrecken und austreiben. Vielleicht haben sich die guten Mönche im Laufe der Jahre zu ihrem Leidwesen davon überzeugen müssen, daß die Dämonen sich durch solche Masken nicht mehr ins Bockshorn jagen lassen. Deshalb ist dieser Dämonentanz heute nur zum Vorspiel einer anscheinend bedeutend wirksameren Geisteraustreibung geworden.

Schon vor Beginn des Festes wird auf dem Klosterhof ein Tonbild aufgestellt, das alle bösen Geister und alle Feinde Tibets und des Lamaismus symbolisieren soll. Haben die maskierten Mönche ihren Tanz beendet, so erfüllen sie mit Hingebung die heilige Pflicht, dieses Sinnbild alles Schlechten zu vernichten. Die einen prügeln das Tonbild mit Stöcken, die anderen schießen danach, und dann vereint sich alles, um das Symbol des bösen Feindes in Stücke zu hacken.

Nachdem dieser zweite Akt der Festvorstellung zur Zufriedenheit aller, nur nicht der hoffentlich vertriebenen Dämonen, beendet ist, kommt das große, beinahe vier Stunden dauernde Spiel vom guten Lama Pal-ki Dorje und vom Tyrannen Lang Darma an die Reihe. Es beginnt mit der segensreichen Regierung des guten Königs Ral-pa-schen, der über Tibet herrscht und dem Lande Frieden und Wohlfahrt schenkt. Doch sein Bruder Lang Darma ist neidisch auf das Glück des Fürsten. Er zettelt eine Verschwörung an, die den ahnungslosen Ral-pa-schen Thron und Leben kostet. Dann führt Lang Darma als Tyrann ein Schreckensregiment. Er verfolgt besonders die braven Lamas, vertreibt sie aus ihren Klöstern, beleidigt und peinigt sie, verbrennt ihre Bücher und raubt ihre Schätze. — Das Land schreit nach dem Retter. Der gute Lama Pal-ki Dorje kann die Not nicht länger ansehen und macht sich auf, Tibet zu befreien. Er verkleidet sich als Schwarzhuttänzer, der nach Lhasa kommt, um diesen tibetanischen Neujahrstanz aufzuführen. Doch er trägt unter seinem bauschigen Gewande Pfeil und Bogen verborgen. Es gelingt ihm, den Tyrannen zu erschießen. Im Tumult, der nun entsteht, kann Pal-ki Dorje zur Freude aller guten Zuschauer entkommen. Er findet an einem vorher verabredeten Ort ein Pferd vor, das ein Freund mit Ruß geschwärzt hat. Seine Verfolger sehen Pal-ki Dorje auf diesem falschen Rappen entfliehen und hetzen hinter ihm her. Der Lama stürzt sich in den Fluß Ki-Tchu. Seine Feinde suchen jetzt vergebens nach ihm, weil sie in dem Schimmelreiter, der am andern Ufer auftaucht, unmöglich den Rußrappen des Tyrannenmörders wieder erkennen können. So entkommt Pal-ki Dorje. Bald nach seiner Tat rafft sich das Volk auf und verjagt die Anhänger des toten Usurpators. Der schwarze Hut, den Pal-ki Dorje auf der Flucht verloren hat, wird später gefunden und als Andenken an den Retter im Triumph nach Lhasa gebracht.

Ist dieses Neujahrsspiel zur Erleichterung aller Zuschauer beendet, so tanzen die Mönche den Schwarzhuttanz, den auch Pal-ki Dorje einst in Lhasa aufführte. Er entbehrt aller Grazie, denn ein tibetanischer Mönch in seinem dicken Rock ist besonders zur Winterszeit keine leichtbeschwingte Ballerina. Immerhin verfehlen die scharfabgehackten, rhythmischen Bewegungen des tanzenden Doppelkreises, bei dem sich der innere nach rechts, der äußere nach links bewegt, nicht ihre Wirkung auf den Zuschauer. Dieser Tanz findet vor einem mit buntem Papier beklebten Aufbau statt, der dem hölzernen Bild des dreiäugigen Totengottes Yesche Gon-po als Altar dient. Während die Schwarzhuttänzer noch vor dem Bilde kreisen, ist es dem buddhistischen Landvolk aus der Umgebung Dardschilings gestattet, Yesche Gon-po Opfergaben zu bringen. Um die Gläubigen hierbei vor den bösen Geistern zu bewahren, werfen die Tanzenden kleine Speere in die Luft, an denen Papierstreifen mit Gebeten befestigt sind.

Nun folgt der letzte und wichtigste Teil der fast endlos scheinenden Zeremonie. Die Tänzer formieren sich zur Prozession, laden das Bild Yesche Gon-pos auf die Schultern und tragen es vor das Klostertor. Dort wird das Symbol des Todes und des vergangenen Jahres auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Der Geruch, der aus den Flammen quillt, soll nach tibetanischem Glauben tödliches Gift für alle Dämonen sein, für die guten Geister dagegen ein lieblicher Nasenreiz. Die Zuschauermenge umsteht den Scheiterhaufen, bis er völlig niedergebrannt ist. Dann bemüht sich jeder, etwas Asche oder gar ein Stück verkohlten Holzes zu erobern, um im nächsten Jahre gegen alle Krankheiten gefeit zu sein.

—o—

Wenn selbst die Quäker lustig werden.

Die Silvesternacht steht wohl in aller Welt im Zeichen ausgelassener Lebensfreude, und in dieser Beziehung machen selbst die amerikanischen Quäker, William Penns puritanische Jünger, keine Ausnahme. Sonst allen Lustbarkeiten abhold, gewähren sie doch der Jugend in dieser Nacht weitgehende Freiheit. Vermummt ziehen die jungen Leute durch die Straßen, und Vereine werden gegründet, um die besten bei dieser Gelegenheit auftauchenden Masken zu prämieren. Als auch in anderen amerikanischen Kreisen noch nicht die Freiheit von heute herrschte, war es doch jedem Mädchen erlaubt, für die Silvesternacht ihre sämtlichen Freunde ins Vaterhaus einzuladen und die sonst eifersüchtig gewahrte Steifheit abzuschütteln. Die jungen Damen durften sich über Dinge unterhalten, die sonst ein „shocking" von den Lippen der strengen Eltern ausgelöst hätten, und sie machten zu ehrlich Gebrauch von dieser Freiheit.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 1 Mittwoch, 7. Januar 1931

Westfälische Geschichte in Urkunden

Von Landesrat Dr. Zuhorn, Münster i. W.

Unser persönliches Verhältnis und unsere innere Einstellung zu Staat, Volk und Heimat gründet sich, teils bewußt, teils unbewußt, wesentlich auf das Wissen, das wir von der Geschichte, dem Werden, der Entwicklung und den Schicksalen unseres Volkes in uns tragen. Mag dieses Wissen nun groß und gewichtig sein wie beim gelehrten Wissenschaftler oder mag es sich auf die Kenntnis nur des historisch Wichtigsten beschränken, immer wird es eine der reichsten Quellen sein, aus denen unsere Liebe zu Volk und Land entspringt und sich stärkt. Die moderne Heimatbewegung hat daher neben aller Pflege der Heimatkultur und des Volkstums der Gegenwart in starken Maße auf die geschichtlichen Grundlagen des Heutigen und auf die Erkundung des geschichtlich Gewordenen zurückzugreifen. Dabei ersteht uns die Jedeutsame Aufgabe, einen einseitigen Historismus, den die lebensvolle und bewegte Gegenwart nicht vertragen würde, ebenso zu vermeiden, wie einen geschichtlichen Dilettantismus, der sich auf ein oberflächenhaftes Wissen beschränkt. Bei den Bemühungen um die Pflege unserer Heimatkultur, ebenso wie um die Stärkung des staatsbürgerlichen Bewußtseins wird daher das gründliche Studium und eine möglichst vielseitige Auswertung unserer Geschichtsquellen eine der wichtigsten Voraussetzungen sein.

Die Ueberzeugung, daß es notwendig ist, an der Erfüllung dieser Voraussetzung zu arbeiten, hat die Provinz Westfalen dazu geführt, daran mitzuhelfen, daß die umfangreichen geschichtlichen Schätze, die in den bisher noch ungesicherten und ungeordneten privaten, kommunalen, kirchlichen und sonstigen Archiven unserer Provinz ruhen, nicht nur sichergestellt und geordnet, sondern auch dem westfälischen Volke erschlossen werden. Die von der Westfälischen Provinzialverwaltung im Jahre 1927 eingerichtete „Archivberatungsstelle der Provinz Westfalen" hat sich die Aufgabe gesetzt, in allen beteiligten Bevölkerungskreisen das Verständnis für die Archivpflege, für die Erhaltung, Sichtung und Ordnung der vorhandenen archivalischen Schätze zu wecken und, wie der Name der genannten Stelle andeutet, allen Freunden der westfälischen Geschichtsforschung mit sachmännischem Rat bei der Sicherung und Ordnung der Archivalien zu dienen. Diese für die Geschichtsforschung bedeutsame Einrichtung der Provinz Westfalen hat ob ihrer Neuartigkeit und ihrem unzweifelhaften Erfolge die lebhafte Beachtung der Fachwissenschaft wie der Geschichtsfreunde innerhalb und außerhalb Westfalens, ja sogar des Auslandes gefunden und die Anregung zu gleichen Einrichtungen, z. B. in der benachbarten Rheinprovinz, gegeben.

Neben dieser beratenden, unterweisenden und und sonstigen praktischen Tätigkeit aber hat es sich die Archivberatungsstelle unter ihrem Leiter, Archivdirektor Dr. Glasmeier, Velen, zu einer besonderen Pflicht gemacht, der westfälischen Oeffentlichkeit, den Freunden deutscher und westfälischer Geschichte, den Lehrenden und Lernenden der westfälischen Schulen, den Anhängern der Heimatbewegung usw. die vorhandenen Archivschätze zugänglich zu machen und besonders auch für die heutige Geschichtslehre bereitzustellen. Auch bei der Lösung dieser Aufgabe hat die Archivberatungsstelle einen neuen Weg beschritten, der ebenfalls auf die Aufmerksamkeit erster Autoritäten des In- und Auslandes gestoßen ist. Ausgehend von dem Gesichtspunkt, daß Geschichtswesen und Heimatkenntnis möglichst auch aus der Anschauung gewonnen werden soll, gibt Archivdirektor Dr. Glasmeier in Verbindung mit der Archivberatungsstelle der Provinz Westfalen 20 der wertvollsten Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte unserer westfälischen Heimat in originalgetreuer Bildwiedergabe heraus. Wie Tracht, Wehr, Gerät und Bild und sonstige sichtbaren Ueberlieferungen der versunkenen Geschlechter uns einen Eindruck von ihrem Geiste, ihrem Wollen und Tun vermitteln, so auch das Schriftbild, die Sprache, der Ausdruck und Inhalt der Dokumente, die uns aus fernen Jahrhunderten überkommen sind. Die ganze bewegte Fülle und Buntheit unseres geschichtlichen Lebenswegs ziehen in dem Schriftbild und Inhalt dieser Urkunden an uns vorüber: Mittelalterliche Kaiser- und Papsturkunden für westfälische Empfänger; Wirtschaftsbücher westfälischer Hanseatenkontore in London, Skandinavien und Rußland; Urteilssprüche der westfälischen Feme; Akten aus Reformation und Gegenreformation; Dokumente aus dem Leben des münsterschen Kommunismus und seines Wiedertäuferkönigs Johann von Leiden; Kriegsakten aus 30jähriger Notzeit und Briefe der großen Heerführer dieses und anderer Kriege; Friedrichs des großen Randverfügungen; typische Schriftbeispiele zur kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung unserer Heimat; Besitzergreifungspatente und ähnliche Urkunden zur Entstehung der preußischen Provinz Westfalen.

Die 200 Urkunden aus der Geschichte Westfalens erscheinen in 10 in sich geschlossenen Mappen mit je 20 Urkundendrucken, die lose in den Mappen liegen, so daß sie für Studium und Anschauungszwecke leicht einzeln herausgenommen und gezeigt werden können. Jeder Mappe liegt ein Heft mit buchstabengetreuen Abschriften und — wo nötig — Wiedergaben in heutiger Sprache, Schreibart und Zeichensetzung sowie genauen Erläuterungen der Dokumente bei, die deren Lesen und Verstehen erleichtern, ja erst in vielen Fällen ermöglichen. Die Urkundenabdrucke bilden auf diese Weise ein ausgezeichnetes und lang entbehrtes Schulungsmittel für alle diejenigen, die sich die Fähigkeit des schwierigen Urkundenlesens erarbeiten wollen, um die eigenen Archivschätze auswerten zu können.

Die 10 Mappen umfassen folgende Themen:

1. Urkunden von 813—1368;
2. Recht und Verfassung Westfalens im Mittelalter;
3. Westfälisches Städtewesen und die Hanse;
4. Die Wiedertäufer in Münster;
5. Humanismus und Reformation in Westfalen;
6. Dreißigjähriger Krieg;
7. Das Zeitalter des Absolutismus in Westfalen;
8. Geistiges Leben im 18. Jahrhundert in Westfalen;
9. Fremdherrschaft und Freiheitskriege;
10. Organisation der preußischen Provinz Westfalen.

Nr. 1, 2 und 4 dieser Mappen sind bereits erschienen, Nr. 3 wird im kommenden Januar, die übrigen werden im Laufe des Jahres 1931 erscheinen.

Ueberraschend und höchst erfreulich ist es, daß diese wertvollen und ausgezeichneten 200 Urkundenwiedergaben zu dem äußerst geringen Gesamtpreis von 20 Mark abgegeben werden können, so daß auf den Preisanteil der einzelnen Mappen mit 20 Urkunden nur der kleine Betrag von 2 Mark entfällt. Diese mäßige Preisfestsetzung ist deshalb besonders begrüßens wert, weil sie dem einzelnen Geschichts- und Heimatfreunde wie den an der Archivpflege beteiligten Vereinigungen und Körperschaften, den Gemeinde- und Kirchenverwaltungen, den Geschichts- und Heimatvereinen, vor allem aber auch den Schulen den Erwerb dieser Mappenreihe selbst unter den heutigen schwierigen Verhältnissen ermöglicht. (Die Mappen sind zu beziehen von der „Archivbildstelle in Velen in Westfalen".)

Anknüpfend an den zu Anfang ausgesprochenen Gedanken über die Notwendigkeit, unserer Heimatbewegung und Heimatkenntnis eine gründliche und ausreichende wissenschaftlich-historische Grundlage zu geben, darf man mit voller Ueberzeugung sagen, daß die „Bildwiedergaben ausgewählter Urkunden und Akten zur Geschichte Westfalens" eine bedeutungsvolle und verdienstliche Förderung der heimatlichen Geschichtskenntnis in Westfalen darstellen. Alle Freunde westfälischer Heimatgeschichte seien daher auf diese bemerkenswerten neuartigen Veröffentlichungen von Urkunden aus der westfälischen Geschichte hingewiesen.

—o—

Eine Weihnachtsfeier in Brasilien

Von H. de Parry.

Unsere kleine Karawane befand sich im Gebiete des Amazonenstromes. Langsam, von der Tageshitze ermattet, trabten unsere Maultiere vorwärts. Unbarmherzig brannte die Sonne auf das Dach unseres Wagens und schuf im Innern eine höllische Glut. Jeder der Insassen hatte nur den einen Wunsch: Sobald wie möglich in den kühlen Schatten der Urwaldbäume kommen!

„Nun, mon cher Harry, in Eurem Deutschland sieht es sicher weihnachtlicher aus, nicht wahr?"

Ich war vor Erschöpfung ein wenig eingeschlummert. Die Stimme meines europäischen Freundes klang wie aus weiter Ferne. Schlaftrig hob ich etwas die Lider: „Das erste Jahr, das ich fern der Heimat verlebe. Bei uns meint es Frau Sonne nicht mehr so gut — sie muß vor dem Eiskönig das Feld räumen."

Die kurze Unterhaltung verstummte wieder. Mit trockener Zunge und brennendem Gaumen läßt sich ein Gespräch nicht in Fluß bringen. Minuten vergingen — da stand der Karren mit einem Ruck.

Wir stürzten aus dem Wagen. Ein Zugtier war vor Erschöpfung auf den sumpfigen Urwaldboden gesunken. Die Zunge hing weit aus dem Maule.

„Wasser — Wasser! Es nützt nichts, Harry — wir müssen den Urwald im Umkreis durchstreifen und nach einer Quelle suchen. Wir kommen sonst nicht weiter. Menschen wie Tiere sind dem Verdursten nahe."

Es war wirklich kein Vergnügen, den dichten Urwald nach Wasser abzusuchen. Aber die Verzweiflung trieb uns schließlich dazu. Mein Freund und ich hielten uns zusammen; denn im brasilianischen Urwald wären wir nicht die ersten, die für immer darin verschwänden. Die Kulis zogen gen Süden.

Wir vermochten uns kaum mehr auf den Füßen zu halten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich in den Schatten der Riesenbäume, um den müden Gliedern die erforderliche Ruhe zu geben. Aber der sich stetig steigernde Durst trieb uns immer wieder weiter.

Ich stolperte mehrmals und stürzte auch einmal so heftig zu Boden, daß ich den Tag zu verwünschen begann, der mich in den brasilianischen Urwald gelockt. „Ich kann nicht mehr weiter, Charles", lallte ich, mich an einen Baumstamm

sehnend. „Es ist ein Unsinn, weiter in das Dickicht vorzudringen. Wasser finden wir doch nicht . . ."

„Doch — Wasser müssen wir finden — werden's auch, Harry. Hier im Amazonengebiet sind Quellen nicht so selten, wie du denkst."

Wieder bahnten wir uns den Weg durch den dichter werdenden Urwald. Kletteraffen kreischten im Gezweig der Mangroven. Kakadus flatterten um uns und schienen sich über die beiden Wanderer lustig zu machen.

Wir ließen uns, die Aussichtslosigkeit unseres Unternehmens einsehend, auf den bemoosten Waldboden nieder und verfielen sofort in einen Halbschlummer, in dem uns die Fata morgana einer Quelle mit kristallklarem Wasser vorgaukelte.

Plötzlich spürte ich etwas Kühles an meinem Halse. Im Halbschlaf öffnete ich den Mund, weil ich wähnte, mein Freund hielt mir einen erquickenden Trunk an die Lippen. Da schnappte ich — rang nach Luft — wollte schreien — grenzenlose Angst ließ mich erwachen . . Lähmendes Entsetzen jagte mir den Rücken hinunter —, um meinen Hals hatte sich — eine Kobra geschlungen! Ich gab mich verloren. Wenn das ekelhafte Tier nicht die Giftzähne in meinen Nacken senkte, würde es mich erdrosseln Schon fühlte ich meine Sinne schwinden . . .

„Nicht rühren — Harry — — um Himmels willen nicht rühren — — sonst ist es um Dich geschehen . . ." raunte mir mein Freund zu, mit angsterfüllten Augen jede Bewegung des Reptils verfolgend. Im Geiste nahm ich Abschied von der alten Heimat — sah den Christbaum noch einmal leuchten — mein armes Weib mit meinem kleinen Jungen darunter stehen, in stiller Andacht meiner gedenkend. Das Herz wollte mir brechen vor namenlosem Weh . .

Da krachte ein Schuß. Gleich darauf löste sich die Schlinge von meinem Halse. Ich sank in die Arme meines Retters, der mit wohlgezieltem Schuß den Kopf von dem langen Schlangenleib getrennt hatte. — —

Längst waren wir zu unseren Leuten zurückgekehrt, die inzwischen eine Quelle unweit unseres Aufenthaltsortes entdeckt hatten. Die Tiere wurden getränkt, Wasserschläuche gefüllt, und weiter ging es, unserer Station entgegen.

Ohne jeden Zwischenfall wurde sie endlich erreicht. Den erschöpften Zugtieren, die seit dem frühen Morgen in der Sonnenglut unterwegs waren, gönnten wir die notwendige Ruhe; auch wir, Charles, der Naturforscher, und ich, suchten unser Lager in der gemeinsamen Blockhütte auf; denn für den morgigen Tag, den 24. Dezember, hatten wir vereinbart, in engen Kreise das hier nicht übliche Christfest zu begehen.

Gestärkt und von neuen Hoffnungen beseelt, erwachten wir am anderen Morgen. Wir besorgten eine schlanke Palme — denn Tannen gibt es in den Tropen nicht — und stellten sie, nachdem wir den unteren, blattlosen Teil entfern hatten, mitten in unsere „Stube". Charles ritt dann zur nächsten Poststation, um Nachfrage zu halten, ob für uns aus der Heimat etwas eingetroffen sei. Mit strahlender Miene kam er nachmittags — denn die Poststation war fast acht Reitstunden von der unserigen entfernt — zurück und überreichte mir nebst einigen Briefen ein riesiges Paket. „Von Deiner Frau!" rief er.

In freudiger Erregung öffnete ich das Paket und packte die vielen schönen Sachen aus, darunter herrlichen Behang für unseren „Christbuum" — Lametta, Glimmerwatte, goldene Sternchen und lange Ketten aus buntem Papier.

Freilich, die Palme zeigte sich ob des ungewohnten Schmuckes recht widerspenstig. Immer wieder warf sie die „Hexentreppen", wie mein Bube und viele andere in der Heimat die langen Treppen aus Papier getauft haben, von sich ab und war durchaus nicht mit ihrem neuen Kleide einverstanden. Wie schmiegsam ist dagegen die deutsche Tanne! Geduldig läßt sie alles über sich ergehen. Aber — wie sie drüben, so ist hier die Palme der einzige Baum, der einige Zeit „trocken" zu stehen vermag.

Um sechs Uhr abends — nach unserer Zeit! — versammelten sich die Festteilnehmer, außer uns noch einige europäische Siedler mit ihren Familien, um den „Weihnachtsbaum", der in seltenem, ungewöhnlichem Schmuck, mit Feenhaar, Silberborde, Eiswatte und Glimmerpapier beladen, prangte. Einige Lichter vervollständigten das weihnachtliche Bild. Die Kulis umstanden mit staunenden Augen und offenem Munde die Szenerie. Wahrscheinlich nahmen sie an, daß hier die Weißen eine heilige Handlung vollzogen, wobei die geschmückte Palme als Idol diente.

Die Sonnenstrahlen verfingen sich in dem wunderlichen Geschmeide. Glitternd und gleißend überrannen sie die erhabene Palme. Bewegten Herzens blickte ich auf und dankte dem Himmel in dieser geweihten Stunde nochmals für meine wunderbare Rettung. Da erscholl, erst leise, dann immer lauter, aus der Gruppe der Siedler das deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

—⊡—

Aus Alaskas Eiswüste gerettet



Joe Walsh, einer der Piloten der Rettungsexpedition, neben der Maschine. Im Kreis: Der gerettete deutsche Mechaniker Emil Kading. — Zwei Monate lang blieb ein Expeditionsflugzeug mit drei Insassen in Alaska verschollen, und wochenlang flogen Rettungsexpeditionen über den Eiswüsten dahin, ehe sie die Verunglückten sichten konnten. Zwei der Flieger, darunter der deutsche Mechaniker Kading, konnten gerettet werden, der Leiter der Expedition Captain Burke wurde 40 Meilen von dem völlig vereisten Flugzeug entfernt tot aufgefunden.

—⊡—

Das Fest der siebenhundert Götter

Japanische Neujahrssitten. — Das alte Jahr wird vergessen.

Von E. Conz - Tokio.

Während bei uns Deutschen das Weihnachtsfest den Höhepunkt des ganzen Jahres darstellt, nimmt unter den vielen Feiertagen, deren sich Japan erfreut, Neujahr den ersten Platz ein. Dem Japaner bedeutet dieses nicht eine Gelegenheit zu fröhlichem Feiern, sondern den ernsten Auftakt zu einem neuen Lebensabschnitt, oft auch zu einem neuen Leben. Alles im vergangenen Jahre Geschehene soll vergessen sein. Jeder bemüht sich daher, reine Bahn zu schaffen, sei es, daß der Hausherr alle Rechnungen bezahlt, die er noch zu begleichen hat, oder daß die Frau das größte Reinemachen des Jahres hält. „Susuharai" heißt letztere wichtige Handlung, die sich auf Tage erstreckt. Staub und Schmutz des alten Jahres dürfen nicht in das neue mitgenommen werden, sonst bleiben dem Hause die guten Geister fern. Die Schneider und Näherinnen haben alle Hände voll zu tun. Neue Kleider müssen genäht werden, denn eine Beleidigung wäre es für die guten Geister, würden sie in alten Anzügen begrüßt. Ja, das Bestreben, alles Vergangene abzustreifen, geht so weit, daß die Angehörigen einer Tempelgemeinde oder Freunde und Verwandte sich am Silvestertage versammeln, um in Gesprächen die verflossenen zwölf Monate mit allen ihren Drangsalen und Kümmernissen in aller Form zu vergessen. Deshalb heißen diese eigenartigen Zusammenkünfte auch „Bonenkai" oder „Sitzungen zum Vergessen des alten Jahres".

Natürlich ist es Pflicht der städtischen Straßenreinigung, an diesem Tage auch die öffentlichen Wege peinlich sauber zu halten. Man kann doch nicht verlangen, daß die guten Geister sich schmutzige Füße holen, wenn sie durch die mit Kiefernzweigen geschmückte Haustür eintreten wollen. Einen solchen Zweig nagelt selbst der Aermste an seine Pforte, doch wer es irgend erschwingen kann, der pflanzt zu beiden Seiten der Tür eine Kiefer, dazu Bambusstauden und Pflaumenzweige. Kiefer und Bambus sind Sinnbilder des langen Lebens, der Pflaumenzweig soll Glück und Freude ins Haus bringen. Hinter der Eingangstür hängt eine Matte aus frischem Reisstroh, das noch seine grüne Farbe bewahrt und den frischen Duft des Feldes verbreitet. „Schimenawa" heißt diese Strohmatte, die auch manchmal durch ein Stroh seil ersetzt wird, und sie soll den bösen Geistern, die etwa am Neujahrstag in das Haus eindringen wollen, von vornherein zurufen: „Fort von hier! Unter diesem Dach ist alles frisch und sauber wie ich."

Zur Ausschmückung des Zimmers gehört eine Unmenge verschiedenartigster Gegenstände: Schalen mannigfacher Größen mit geschrotenem Reis, ein Hummer, Urafrotblätter, Algen, Orangen, gedörrte Kastanien, getrocknete Sardinen und andere Dinge, von denen jedes seine besondere Bedeutung hat. So gelten die einen Europäer etwas eigenartig anmutenden Sardinen als Symbol der Gesundheit und des Fleißes.

Sind alle diese Vorbereitungen für den Empfang der guten Geister getroffen, so verschläft man die Silvesternacht in aller Ruhe und mit gutem Gewissen. Dagegen beginnt der Neujahrstag schon früh, längst bevor die Sonne aufgeht, damit, daß der Hausvater aus dem Brunnen den ersten Kübel Wasser, „Waka-mizu" genannt, heraufzieht. Es handelt sich hier um eine höchst wichtige Zeremonie, die von den japanischen Dichtern sicher eben so oft besungen worden ist wie in europäischen Ländern der Tannenbaum. Alles wäscht sich mit dem „jungen Wasser", wie die wörtliche Uebersetzung der japanischen Bezeichnung lautet, zieht die neuen Kleider an und läßt sich zum ersten Mahl im neuen Jahr nieder. Meistens dämmert dann gerade der junge Tag herauf. Jetzt erst wünscht jeder dem anderen höflich „Omedeto" und trinkt seine Tasse „Fukucha", den Tee des Wohlergehens. Meistens besteht das Getränk aus einem Abfud von grünem Tee, der über eine in Essig eingemachte Pflaume gegossen wird. Dieser Schluck „Fukucha" soll im neuen Jahr gegen alle möglichen Krankheiten gefeit machen.

Dann kommt der „Toso" an die Reihe, der nur bei dieser Gelegenheit auf den Tisch gelangt. Die Herstellung ist nicht ganz einfach. In einen Seidenbeutel werden verschiedene Kräuter gelegt, dazu Fruchtschalen, japanischer Pfeffer, Ingwer, Zimt, Rhabarber, bunte Bohnen und Glockenblumenwurzeln. Diesen Beutel legt die Hausfrau in einen Krug mit süßem Reisbier. Wenn das Gebräu gut durchgezogen hat, trinkt zuerst der Familienvater, dann die Mutter eine Tasse davon, bis schließlich die Reihe über die Kinder an das jüngste Dienstmädchen kommt. Damit hat das neue Jahr erst richtig begonnen. Es ist erwiesen, daß die zum „Toso" verwendeten Ingredienzien die Eigenschaft besitzen, den Blutkreislauf und die Verdauung zu beschleunigen und somit die Gesundheit zu fördern. So ist dieses japanische Neujahrsbier sicher kein schlechter Anfang für die kommenden zwölf Monate.

Nach dem „Toso" wird die Reissuppe aufgetischt, ein ziemlich frugales Gericht, und erst dann kommt der Gaumen auf seine Rechnung dank aller nur möglichen Leckerbissen, deren Auswahl jedermanns Belieben und Geldbeutel anheim gestellt ist. Da die Zeit der Festschmäuse sieben Tage währt, so werden die guten Wirkungen des „Fuku-cha" und „Toso" nur zu oft wieder ausgeglichen.

—⊡—

Die Wollhandkrabbe

Ein Einwanderer aus dem fernen Osten.

Von Friedrich Tammen.

Die Wasserfauna unserer Heimat hat eine Bereicherung durch einen eigentümlichen Fremdling aus dem „Reiche der Mitte" erfahren. Es ist die chinesische Wollhandkrabbe, die sowohl die brakigen Küstengewässer als auch die fließenden Gewässer — Seen und Tümpel — und Flüsse des Binnenlandes Chinas in Massen bevölkert. Seit einer Reihe von Jahren wird diese Krabbe auch an verschiedenen Orten Deutschlands beobachtet. Und ihr Auftreten gibt uns einen Beweis von der starken Ausbreitungsfähigkeit dieses Krebses.

Die Wollhandkrabbe ähnelt im äußeren Bau den Küstenkrabben unserer Meere und zeigt wie diese einen fast quadratförmigen Panzer, vier Paar Laufbeine und ein Paar kräftige Greifscheren. Das Kennzeichnende an ihr sind die letzteren, die an ihrer Basis einen dichten Haarwuchs aufweisen und im Alter ein dunkelgefärbtes, dickes Polster zeigen, von dem die weißen, messerscharfen Scheren selbst eigentümlich abstechen. Wahrscheinlich ist der Fremdling im Jugendzustande mit dem Ballastwasser eines Ueberseedampfers zu uns gekommen und beim Entleeren des Tanks in unsere Küstengewässer geraten. Die erste Nachricht über das Vorkommen dieses Fremdlings erhielten wir im Jahre 1924, als man ein Tier in der Unterelbe fing. Schon im folgenden Jahre wurde das Auftreten der Krabbe auch in der Unterweser gemeldet. Im Jahre 1926 fand man sie vereinzelt an Orten der Mittelelbe. Zwei Jahre danach wurde sie in der ganzen Umgebung Magdeburgs festgestellt. Sie eroberte sich dann das Gebiet der Havel und Saale. So konnte im Jahre 1929 in der Nähe Naumburgs eine große Anzahl gefangen werden. Man bestätigte sie beim Wannsee, im Stettiner Haff, bei Osterode in Ostpreußen und sogar in Schlesien. Bei den letzten Fundorten handelte es sich zwar nur um einzelne Exemplare, aber in der Provinz Sachsen sind schon über 30 Fundstellen nachgewiesen.

Die Wollhandkrabbe, welche die stattliche Größe bis 9 Zentimeter Panzerbreite erreicht, muß in unserer Heimat besonders gute Lebensbedingungen gefunden haben, wodurch sich ihre starke Ausbreitung erklärt. Sie ist in der Auswahl ihrer Nahrung nicht wählerisch. Schnecken, Muscheln, deren harte Schalen sie mit ihren scharfen Scheren leicht zertrümmert, lebende und tote kleine Fische, Gewürm und allerlei Kleintiere munden ihr ebenso gut wie Algen und verschiedene Wasserpflanzen.

Die Fischer lieben diesen Eindringling nicht sehr, da er bei stärkerem Auftreten ihren Netzen gefährlich wird, die er mit seinen Scheren beschädigt. Die Beobachtung muß ergeben, ob er auch als Schädling unserer Fischzucht anzusprechen ist. Meldungen hierüber liegen noch nicht vor. Ob die Krabbe genießbar ist, wurde bisher noch nicht festgestellt. Vielleicht liefert sie einen neuen Leckerbissen für die Tafel des Feinschmeckers.

—⊡—

Menagerie im Urwald

Von Ulrich Graf von Reischach.

Die Caboclos (Mischlinge) und Indianer, nicht weniger aber die weißen Ansiedler portugiesischer und anderer Herkunft am Amazonenstrom und seinen gewaltigen Nebenflüssen können sich leicht, wenn sie Freude daran haben, ganze Menagerien halten. Die meisten tun das auch, und so findet man sowohl in den Indianerdörfern als auch in den gewöhnlich am Stromufer gelegenen, bescheidenen Siedlungen der Mischlinge und der Weißen viele zahme und halbzahme Tiere des Urwaldes, die dort teils zum Vergnügen, teils zum Schlachten, teils auch zum Verkauf an durchreisende Naturforscher oder Händler gehalten werden.

Hunde, Affen, Papageien aller Art gibt es bestimmt überall: die Hunde sind gewöhnlich von einer unbestimmten, mittelgroßen, gelben Mischrasse; die Affen gehören, je nach der Landschaft, verschiedenen Rassen an, von denen die meisten lange Wickelschwänze haben. Meist sind es Spinnenaffen, Wollaffen oder reizende kleine Springäffchen. Die Papageien gehören gewöhnlich den drei Hauptarten an: Es sind Perikiden, worunter es ganz winzig kleine gibt (der „Espiritu Santo" ist noch kleiner als ein Zaunkönig) oder grüne Papageien (sogenannte Amazonen) oder auch Großpapageien aus der Familie der Aras, also blau-gelbe oder rote Aras oder auch Araraunas, ganz blaue Hyazintharas.

Oft findet man aber noch andere Tiere, namentlich dort, wo Reisende oder Händler hinkommen oder wo die Tiere gesammelt werden, um gelegentlich in die Stadt (Para oder Manaos) auf den Markt gebracht zu werden. Oft sieht man auch Maracajas, Tigerkatzen, die gezeichnet sind wie der Jaguar, aber nur die Größe einer großen Hauskatze haben. Sie fauchen und kratzen, selbst wenn sie ganz jung gefangen und gezähmt sind. Gelegentlich findet man einen jungen Jaguar in den Siedlungen. Ist er ganz schwarz, so handelt es sich um eine wertvolle Seltenheit, die im Tierhandel heiß begehrt wird. Jaguare sind gutmütiger und lassen sich, jung eingefangen, leichter zähmen als Tigerkatzen.

Auch an Reptilien fehlt es gewöhnlich nicht. Krokodile (Kaimans), zahme Schlangen, Leguane, Schildkröten und Eidechsen, Geckos und Laubfrösche aller Art findet man vielfach, besonders da, wo die Eingeborenen aus dem Verkauf der Tiere ein Geschäft machen. Die Krokodile bilden, wenn sie klein sind, einen begehrten Handelsartikel; es sind niedliche Tierchen, wenn sie nicht viel größer sind als eine Eidechse, doch können auch sie schon mit ihren vielen nadelscharfen Zähnchen recht unangenehm werden.

Zahme Schlangen, besonders Giboias (Boa Constrictor), werden in vielen brasilianischen Häusern zur Rattenvertilgung gehalten. Die Schlange — meist sind es Tiere von zwei bis drei Meter Länge und Armdicke — ruht den Tag über in irgend einem dunklen Winkel zusammengerollt und schnappt des Nachts mit unfehlbarer Sicherheit jede Ratte, die in ihre Nähe kommt. Leguane sieht man oft mit einer langen Bastschnur am Baum angebunden; sie leben von Früchten und Insekten. Sehr gern werden die kleinen Geckos in den Häusern gehalten, denn sie laufen mit ihren laubfrosch artigen Haftfingern an den Wänden lang und fangen die dort sitzenden Moskitos weg. Zur Moskitovertilgung setzt man in Nordbrasilien auch kleine Fische verschiedener Art ins Wasser, in jede Regenkonne, Kloake, Grube, ja selbst in die wassergefüllten Kelche großer Blattpflanzen, in denen sich die Moskitos entwickeln.

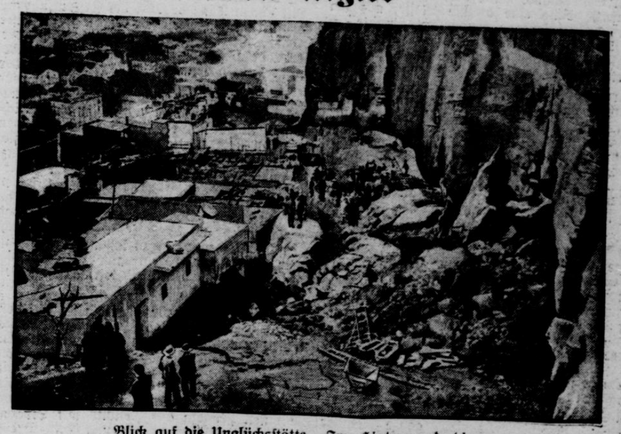
In einer solchen Privatmenagerie kann man auch oft die interessanten Stachelschweine (Greifstachler mit Wickelschwanz), Faultiere, Gürteltiere und Tapire sehen. Faultiere, die sich überall im Urwald auf den Palmen finden, werden von einem gewandten Kletterer wie reife Früchte abgepflückt. Die Indianer umfassen dazu die Palme und legen dahinter die Hände zusammen, als wollten sie beten. Dann stemmen sie die Füße gegen den Stamm und laufen blitzschnell am Stamm hinauf, indem sie die verschlungenen Hände immer weiter emporschieben. In wenigen Augenblicken ist so die höchste Kokospalme erklettert. Das Faultier, das ein blöd-grinsendes Gesicht hat, wird daheim im Garten auf einen Baum gesetzt, wo es sich oft lange hält. Tapire werden, jung gefangen, zahm wie Hunde u können nur durch ihre Aufdringlichkeit lästig werden, denn sie beißen und lutschen an allem herum. Mein kleiner Tapir war nur zufrieden, wenn man ihm einen Finger zum Lutschen überließ. Die Brasilianer sind auch große Freunde von kleinen, bunten Vögeln, für die hübsche Bauer aus harten Gräsern geflochten werden. Solche Vögelchen, von denen manche schön singen und pfeifen können, sieht man allenthalben.

Die Einstellung des mehr oder weniger unzivilisierten Indios zum Tier ist ganz verschieden. Es gibt Stämme, denen das Leben des Tieres heilig ist, sodaß sie keines töten. Die meisten betrachten das Tier aber ganz als gefühllose Sache; sie behandeln es auch dementsprechend, d. h. als behütetes Spielzeug, solange es ihnen Spaß macht. Die meisten können sich nicht vorstellen, daß ein Tier genau so Schmerz empfindet und leidet wie der Mensch; das gilt leider auch für die Mischlinge und die Portugiesen.

Die Tierhaltung ist in der Aequatorialzone, wo eine ewiggleichmäßige, feuchte Wärme herrscht, beneidenswert einfach. Futter, Früchte, Bananen und dergleichen wachsen überall und kosten nichts. Die Häuser sind ebenerdig und stehen immer in einem großen Garten. Sie sind fast stets von einer breiten Veranda umgeben, die das „Wohnzimmer" des Hauses darstellt. Die vielen „Haus"tiere, die dort „dazu gehören", leben mehr oder weniger frei und halbwild im Garten und im Haus. Affen jagen sich mit kleinen Raserbären auf der Veranda, durch das Palmstrohdach schießt sich züngelnd die Boa auf der Rattenjagd, auf der Verandabrüstung sitzen Aras und Papageien, denen man einen Flügel etwas stutzt, um sie am Wegfliegen zu verhindern. Die Indianer halten sich vielfach Vögel, besonders Großpapageien, der bunten Federn wegen, die sie für ihren Kopfschmuck brauchen.

Man ist unwillkürlich an das Paradies erinnert, wenn man dieses verhältnismäßig sorglose Zusammenleben von Mensch und Tier

Die furchtbare Einsturzkatastrophe von Algier



Blick auf die Unglücksstätte. Im Hintergrund die Rettungsmannschaften bei der Ausgrabung der Todesopfer. — Im Eingeborenenviertel von Algier, unterhalb eines 20 Meter senkrecht aufsteigenden Felsens, ereignete sich kürzlich ein Erdrutsch, der etwa 60 Personen — alles Teilnehmer einer Hochzeitsfeier — verschüttete.